Das rothe Kleid.

Von Raoul Auernheimer.

Ich setzte ihm meine Meinung in dieser Sache auseinander. Ich sagte, daß, wie immer eine Frau ist, der Mann oder ein Mann dafür verantwortlich zu machen sei. Die Frauen sind immer genau so, wie wir sie haben wollen: sie sind schlecht, wenn wir sie dazu machen. Sie sind verschwenderisch, wenn wir sie an den Leichtsinn gewöhnen. Sie sind gefallsüchtig, wenn sie sehen, das uns das gefällt. Darum sollte ein kluger Mann, anstatt seine Frau zu verdammen, lieber seine Braut erziehen.

„Also Sie gehören zu dieser liebenswürdigen Gattung von Männern," rief mein Reisegenosse mit unleugbarer Ironie, „die die Frauen erziehen wollen!"

Ich sagte, daß ich zu meinem Leidwesen noch nie in der Lage gewesen sei, eine Frau zu erziehen, daß ich aber, gegebenen Falls, allerdings hierzu entschlossen wäre.

„Also Sie erziehen noch nicht, Sie werden erst erziehen! Und glauben Sie wirklich, daß Ihre Zukünftige, die weder Sie noch ich im Augenblick kennen, sich das gefallen lassen wird? Glauben Sie wirklich — allgemein gesprochen — daß es eine Frau gibt, die sich einem Manne zu Liebe auch nur die geringste Eigenheit abgewöhnt — geschweige denn einen Fehler?"

„Wenn sie den Mann liebt," sagte ich.

„Nun," rief er, „wenn Sie das glauben, dann kennen Sie die Frauen schlecht. Hören Sie: eine Frau, die Sie liebt, wird Ihnen vielleicht Ihre Ehre opfern, ihr Vermögen, ihren Stand, aber sie wird nie Blau tragen, wenn sie findet, daß Roth sie besser kleidet! Glauben Sie mir. Nie!"

Ich fand diese Behauptung gewagt. „Erlauben Sie," sagte er, „daß ich Ihnen da eine kleine Geschichte erzähle. Es ist leider eine Geschichte aus meinem Leben, und wenn Sie einmal daran denken, Ihre Erziehungstheorien zu verwirklichen, so wird Ihnen dieses Erlebniß vielleicht von Nutzen sein. Meine Geschichte heißt: Das rothe Kleid, und sie handelt von einer Liebe, die an einem rothen Kleid zu Grunde ging. — Nebenbei bemerkt, ist das auch zugleich ein Beleg für eine andere Ansicht, die ich schon wiederholt Ihnen gegenüber zu verfechten die Ehre hatte . . . ."

„Ja, ich weiß," sagte ich. „Ihre alte Polemik gegen den Halm'schen Vers: „Und sag', wie endet Liebe? Die war's nicht, der's geschah." Im Gegensatz zu dieser — wie ich gern einräume — etwas süßlichen Auffassung sagen Sie: Eine Liebe stirbt, wie ein Lebewesen stirbt — ebenso unfehlbar und ebenso unberechenbar, und sie kann an allen möglichen Krankheiten sterben, gerade so wie ein Mensch. Sie berufen sich da auf den Ausspruch eines großen Arztes, der da behauptete, es stürben viel mehr Menschen am Schnupfen als an der Pest. So, meinen Sie, ist es auch mit der Liebe. Die wenigsten Liebschaften gehen an großen Konflikten zu Grunde; die meisten an lächerlichen Kleinigkeiten; an einem ungeschickten Wort, an einem unverstandenen Seufzer, an einer schief geknüpften Krawatte, an —"

„An einem rothen Kleid!" ergänzte er. „Hören Sie; es ist nun ungefähr fünf Jahre her, daß ich ein junges Mädchen kennen lernte, das ich über alles liebte, ja sogar heirathen wollte. Soll ich es Ihnen schildern? Es ist wohl überflüssig. Sie war das entzückendste, geistreichste, liebenswürdigste Geschöpf, das ich je gekannt habe, kenne oder kennen werde. Und Sie werden der Aufrichtigkeit und der Unbestochenheit meines Urtheils trauen, wenn ich Ihnen sage, daß ich dieses Mädchen seit drei Jahren nicht mehr gesehen habe, jeden Gedanken, sie zu besitzen, vollständig aufgegeben und kein Recht mehr habe, sie anzusprechen, wenn ich ihr heute oder morgen zufällig irgendwo begegnen sollte.

Sie wissen, die ganz richtige Beurtheilung des Werthes einer Frau gewinnen wir erst, wenn wir mit ihr gesprochen haben. Solange dies nicht der Fall ist, sind wir immer bis zu einem gewissen Grade voreingenommen. Aber wenn eine das aushält, ohne in unserer Achtung zu sinken, dann muß sie ein Engel gewesen sein, oder wir haben sie wahrhaft geliebt.

Beides traf in meinem Falle zu: Sie war ein Engel, und ich vergötterte sie. Sie liebte mich nicht minder. Dennoch würden wir, wenn wir uns heute begegneten, fremd und stumm aneinander vorüber gehen. Wie das geschehen konnte? Das konnte geschehen, weil ich das engelgleiche Geschöpf um jeden Preis erziehen wollte. Und der letzte Grund unserer Entzweiung war ein rothes Kleid.

O, diese seligen Stunden, wenn ich sie in meinen Armen hielt und wir von unserer großen Liebe sprachen! Wenn sie an meinem Halse hing, hingegossen, und mit den Armen einen lebendigen Ring bildete um meinen Kopf, um mein ganzes Sein und Denken! Alles wollte sie mir opfern; alles ich ihr. Nur dieses eine opferte sie mir nicht. Aber ich will der Reihe nach erzählen.

Als ich jenes Mädchen zum ersten Mal sah — es war in einem Konzert — trug sie ein knappes Kleid von blutrother, starrer Seide. Sie war eine üppige Brünette mit großen dunkelbraunen Augen, die in einem düsteren Feuer glänzten. Sie wissen, wie gefährlich eine Brünette werden kann, wenn sie sich roth anzieht. Die Brünetten wissen das gleichfalls. Ich hatte Mignon in der Oper in einem ähnlichen Aufzug gesehen, und noch andere farbige Gestalten erwachten in mir und begannen sich zu regen. Meine Phantasie erglühte in romantischem Feuer, und die Phantasie, das ist ja die gefährlichste Bundesgenossin der Leidenschaft. Sie spielt sozusagen die Rolle der weisen Frau bei der Geburt einer Liebe.

Ich weiß bis heute noch nicht und könnte es Ihnen auch nicht sagen, ob ich mich damals mehr in das Mädchen verliebte oder in ihr Kleid. Einen großen Antheil an meiner blitzschnellen Unterwerfung hatte jedenfalls die berauschende Farbe dieses Kleides.

Roth! Es ist die Farbe der Liebe. Sehen Sie, ein Kind muß weiß gekleidet sein, eine Mutter schwarz, und eine Geliebte roth. Ich kann mir keine schönere Farbe denken für eine junge und schöne Geliebte. Das heißt, das ist heute meine Meinung. Auch dazumal, als ich meine nachmalige Verlobte kennen lernte, war es meine Ansicht der Dinge. Nur in der Zwischenzeit wurde ich meiner rothen Liebhaberei abtrünnig. Ich bedauere es heute.

Der Zweifel tauchte zum ersten Mal in mir auf, als ich ein halbes Jahr nach jener ersten Bekanntschaft, die Auserwählte meiner Mutter vorstellte. Das schöne Kind trug bei dieser Gelegenheit dasselbe rothe Kleid, in das ich mich vergafft hatte, und ich sah, daß meine Mutter diese Farbenpracht mit einiger Verwunderung, ja mit einem gewissen Mißtrauen bemerkte. Allein meine Mutter sprach kein Wort dergleichen. So sind die Mütter. Ich bin überzeugt, ich hätte jenes Mädchen nehmen und dreißig Jahre mit ihr die glücklichste Ehe führen können, und meine Mutter hätte mir nie verrathen, daß ihr damals jenes rothe Kleid mißfallen habe, aus Furcht, mir wehe zu thun.

Soweit meine Mutter. Aber eine Mutter hat gewöhnlich Brüder und Schwestern, das sind die Onkel und respektiven Tanten. Die Tanten und Onkel haben Kinder, und die Kinder sind zum Theil verheirathet. Mit einem Wort: Die Verwandtschaft. Verzeihen Sie, wenn ich bitter werde. Die Verwandten! Wenn man sie braucht, kennen sie einen nicht, aber überall, wo man sie nicht braucht, machen sie sich wichtig. Wenn einer stirbt und wenn einer heirathet, da kommen sie zusammengeflattert wie die Raben. Das eine Mal wahrscheinlich, weil sie sich über das Unglück freuen, das andere Mal, weil sie fürchten, es könnte einer glücklich werden, ohne sie um Erlaubniß gefragt zu haben, und das um jeden Preis verhüten zu wollen. O! Lassen Sie mich in Ruhe mit der Verwandtschaft! Ich sage: Es gibt keine Verwandten, die man liebt. Einen Verwandten zu lieben, nur deshalb, weil er mein Verwandter ist, das ist eine Heuchelei, zu der ich mich niemals habe entschließen können.

Also, daß ich es Ihnen gleich verrathe, meine sämmtlichen Verwandten waren gegen die Verbindung mit jenem rothen Kleid und dem reizenden Wesen, das sich darunter verbarg. Den Grund werden Sie als Lebenskenner unschwer errathen. Jenes entzückende Mädchen nämlich, so schön und geistreich es war, war meinen lieben Verwandten nicht reich genug. Und da sie sämmtlich fürchteten, daß ihnen später einmal, wenn ich in Noth geriethe, meine Erhaltung zur Last fallen könnte, so versuchten sie alles, um mich von einer, wie sie behaupteten, für mich gefährlichen Verbindung abzuhalten.

Leider gelang ihnen ihr Plan.

Wenn Sie noch nie verlobt waren oder in den Vorstadien einer Verlobung, so werden Sie vielleicht sagen: Was gehen einen die Verwandten an? So dachte im Anfang auch ich. Eine Kousine von mir behauptete, meine Zukünftige trüge eine ordinäre Frisur. Es wurde mir hinterbracht und ich lachte. Eine zweite ließ durchblicken, daß mein Mädchen älter sei, als sie mir gesagt hatte. Ich sagte, daß ich es mit dem Alter der Frauen zwischen 18 und 22 nie besonders genau nehmen könnte. Ein erfahrener Onkel warf so hin, daß es manchmal vorkomme, daß man nicht der Erste sei: Ich lachte. Eine Tante rügte das Lachen meiner Schönen: Ich lachte.

Aber all das viele Lachen ließ mir doch einen üblen Nachgeschmack im Munde zurück, und ich begann mein Herzensfräulein kritischer zu betrachten, als es im Interesse einer gesunden Liebe gelegen ist.

Eines Tages erschien eine ältere Base bei mir, eine boshafte alte Jungfer, die sich mit meiner Mutter zurückzog und allerhand Geheimnisse besprach. Ich saß im Nebenzimmer und fing ab und zu eines der goldenen Worte auf, die meine Base mühelos von sich gab. Plötzlich hörte ich, wie sie leise — aber immerhin laut genug — sagte: „Ich bitte Dich, solche Kleider trägt eine Seiltänzerin." Das ging auf das rothe Kleid.

Der Stich saß. Ich selbst hatte schon allerhand Bedenken gegen das rothe Seidenkleid genährt, nun hörte ich noch dieses scharfe Urtheil meiner Base, die mir zwar an sich ziemlich gleichgültig war, aber immerhin eine gewisse Oeffentlichkeit vertrat. Ich stand auf, ging hinein und sagte: „Ich werde meiner Braut verbieten, das rothe Kleid zu tragen. Was wirst Du dann zu reden haben, liebe Base?"

Das gespitzte Gesicht meiner Base ging in die Breite, wie immer, wenn ihr eine Bosheit glückte. Und sehen Sie, in jenem Augenblick faßte ich den verhängnißvollen Entschluß, mein Mädchen zu erziehen, und kraft meiner Autorität an stillere Farben zu gewöhnen. Ich wußte nicht, was ich da unternahm.

Ich ging ganz sachte zu Werke.

An einem schönen Abend — es war gerade im Herbst, und die Zeit, wo man sich neue Kleider bestellt — sagte ich gesprächsweise zu meiner Braut:

„Jetzt wirst Du Dir wohl ein neues Kleid machen lassen?"

Sie nickte wichtig und schaute mir lächelnd in die Augen.

„Wie sieht es aus?" fragte ich, scheinbar unverfänglich. „Welche Farbe?"

„Du wirst es schon sehen!" lachte sie.

„Nur nicht so neugierig sein!"

Eine Woche später, als wir wieder zusammenkamen, trug meine Schöne ein neues Kleid von schönem rothen Sammt. Ich erschrak unwillkürlich, als ich es sah.

„Nun," fragte sie, „wie gefällt es Dir?"

„O!" sagte ich, „o!"

„Weißt Du," sagte das Kind, an meine Schulter geschmiegt, „in einem rothen Kleid hast Du mich das erste Mal gesehen — roth werde ich immer tragen!"

Was thun? Ich mußte ihr noch danken für ihre zarte Aufmerksamkeit, und sie war so süß, daß ich — ich gestehe es — an jenem Abend nicht den Muth fand, ihr meine Bedenken gegen die rothen Kleider vorzutragen.

Indeß meine Base lächelte boshaft, als wir einander begegneten, und meine anderen Verwandten schürten und stichelten weiter. Ich begann nun ernsthaft an meinem früheren Geschmack zu zweifeln und entschloß mich, mit meiner Braut ein ernstes Wort in dieser Sache zu reden. Einige Tage später faßte ich mir ein Herz und sagte ihr:

„Weißt Du, Du sollst nicht immer rothe Kleider tragen."

„Warum?" Sie sah mich erschrocken an.

„Weil," sagte ich, „weil es so auffallend ist. Und meine Verwandten, weißt Du —"

„O!" sagte sie, „Deine Verwandten! . . ."

Es war der erste Mißton in der Melodie unserer Liebe. Ich schnitt ihr das Wort ab, küßte sie auf den Mund, und wir sprachen nicht weiter über die Sache. Allein das erste Wort war nun einmal gefallen.

Im übrigen war ich der Meinung, meine leise Mahnung würde genügen. Sie liebt dich, dachte ich, so wird sie dich verstehen und dir zu Liebe die rothen Kleider aufgeben. Ich kannte sie als feinfühlig und gefügig, und zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich aus diesem Kampfe mit einem Kleide als Sieger hervorgehen würde. Ich war damals eben noch sehr jung und kannte die Frauen schlecht.

Als wir uns das nächste Mal sahen, kam sie mir in demselben Kleide entgegen. Ich bemerkte es und war den ganzen Abend merklich verstimmt.

Sie that, als wäre ihr der Grund meiner Verstimmung unerfindlich.

„Was hast Du nur?" schmeichelte sie, „ist Dir etwas nicht recht?"

Da sie es durchaus nicht errathen wollte, sagte ich ihr es schließlich. Sie lachte mich aus, ich küßte sie, wir sprachen von etwas Anderem.

Als sie aber das nächste Mal wiederum roth kam, erbitterte mich das. Ich fragte ohne Umstände:

„Jetzt sag mir einmal, warum gehst Du eigentlich nur in Roth?"

„Weil mir das gut steht," erwiderte sie heiter.

„Und wen ich Dich bitte —"

An diesem Abend zankten wir uns zum ersten Mal ernstlich. Es war sehr bitter. Drei Tage schmollten wir. Am vierten Tage kam ein Brief von ihr, der mich ins Haus lud. Ich war sehr glücklich, daß sie mir den Rückzug so leicht machte. Denn, wenn sie mir an diesem Tage nicht geschrieben hätte, so wäre ich am nächsten von selbst gekommen. Ich kaufte einen Strauß dunkelrother Rosen und machte mich glückselig auf den Weg. Nie ist die Liebe süßer und frischer als nach einem kleinen Zank. Das ist wie ein Sommermorgen nach einer Gewitternacht.

Als ich bei ihr anläutete, meine Rosen in der Hand, hatte sie mich bereits erwartet. Denn sie öffnete und trat mir entgegen, schön wie eine Fee, mit ausgestreckten Armen. Allein sie trug ein rothes Kleid.

Ich warf die Rosen hin und machte ihr eine fürchterliche Szene. Sie ließ meinen Zorn über sich ergehen, gebückt, mit dem ängstlichen, weinerlichen Lächeln des Kindes, das gescholten wird. Als ich mich endlich beruhigte, brach sie in Thränen aus.

„So liebst Du mich nicht mehr!" jammerte sie, indem sie mit dieser echt weiblichen Kunst, etwas Einfaches zu verwirren, die die Advokaten bei den Frauen gelernt zu haben scheinen, die Frage auf ein anderes Gebiet hinüberspielte.

Ich schwor ihr natürlich, daß ich sie liebe, mehr denn je. Aber eben, weil ich sie liebe, müsse ich auf ihren Ruf, auf ihre Erscheinung bedacht sein.

„Mein Ruf! Meine Erscheinung!" rief sie. „Als ob man nicht ebenso brav in einem rothen Kleid sein könnte, als schlecht in einem blauen. Was liegt an einem Kleide!"

„So opfere es mir doch, wenn Dir so wenig daran liegt!"

Aber sie begann zu klagen. „So ist es Deinen Verwandten also endlich doch gelungen!" rief sie einmal um das andere Mal, und schwere Thränen rollten ihr über die Wangen und fielen auf den rothen Sammt ihres Kleides, wo sie kleine, runde, schwarze Flecke zurückließen. „So ist es ihnen doch gelungen!"

„Was haben meine Verwandten damit zu thun!" rief ich ärgerlich. „Ich bitte Dich einfach, die rothen Kleider nicht mehr zu tragen, und Du thust es mir zu Trotz. Wenn Du mich liebtest, müktest Du mir dies Opfer bringen können."

Sie schüttelte den Kopf, von Thränen bewegt:

„Heute ist es das Kleid, morgen wäre es was Anderes. Ich weiß, woran ich bin." Und plötzlich, sich hoch aufrichtend, mit einer stolzen Gebärde, streifte sie den Verlobungsring vom Finger und legte ihn auf den Tisch. „Da," sagte sie stolz und kalt, „wenn es Dich reut —"

Es ist selbstverständlich, daß ich sie damals überredete, den Ring wieder zurückzunehmen. Aber vierzehn Tage später wiederholte sich diese Szene. Wir waren einmal ins Zanken gekommen, so zerzankten wir uns immer mehr. Und als ich sie immer und immer wieder das rothe Kleid anlegen sah, dieses Kleid, das ich nun ebenso leidenschaftlich haßte, als ich es früher geliebt hatte, ergriff mich eine steigende Erbitterung. Es legte sich mir wie ein rother Nebel vor die Augen, der immer dicker und dichter wurde, bis schließlich alle ihre schönen und glänzenden Eigenschaften, ja ihre ganze lichte Gestalt darin verschwand. Ich wurde unhöflich, ich wurde tyrannisch. Szene folgte auf Szene, und in einer jeden gingen wir um einen kleinen Schritt weiter — bis wir schließlich nicht mehr zurückfanden. Die purpurne Liebe wurde in den Staub getreten, befudelt, entehrt, wir traten darauf. Eines Tages nahm sie den Ring nicht mehr zurück. Ich, rasch, wie ich leider immer war, packte ihn und warf ihn in den Ofen. Sie, nicht minder energisch, ging zwei Tage später als Gesellschafterin einer reichen Dame auf Reisen. Von Paris aus schickte sie mir meine Briefe zurück; ich sandte ihr die ihrigen. In einem halben Jahr waren wir so weit auseinander, als wären wir nie beisammen gewesen. Und meine Base wurde fett vor Schadenfreude . . . .

„Das ist die Geschichte vom rothen Kleid," schloß er mit einem unsicheren Lächeln, „die Nutzanwendung schenken Sie mir wohl!" Er stand auf und begann am Fenster unseres Abtheils einen schönen Marsch zu trommeln. Ich sagte: „Ihre Geschichte ist ein Ausnahmsfall. Denn erstens trägt nicht jede Frau ein rothes Kleid —"

„Doch," rief er, indem er sich lebhaft umwandte, „in einem gewissen Sinne trägt jede Frau ein rothes Kleid, das heißt, sie hat irgend einen bunten Fetisch, an dem sie hängt und hängen bleibt — und wenn Sie sie noch so viel erziehen!"

„Das ist möglich," erwiderte ich, „aber wer sagt Ihnen, daß Ihr Fräulein nicht einem anderen zu Liebe, der sie besser zu behandeln verstand, darauf verzichtet hat?"

Er schwieg. Indessen als wir zwei Tage später über den Markusplatz in Venedig schlenderten — diesem riesigen Rendezvousplatz der Geliebten von ehemals — fühlte ich mich plötzlich von meinem Freunde mit Heftigkeit am Arm ergriffen.

Ein Paar kam uns entgegen, ein junges Ehepaar augenscheinlich, und mein Freund grüßte die junge Frau tief und demüthig, wie man jemand grüßt, dem man etwas abzubitten hat. Ich weiß nicht, übersah sie diesen Gruß oder wollte sie ihn übersehen — jedenfalls ergriff sie im nächsten Augenblick den Arm ihres Gatten, den sie heftig an sich drückte, und schritt, das schöne Haupt tief gesenkt, den Blick am Boden, langsam an uns vorüber.

Sie trug ein zindelrothes Kleid.

Und sie bewegt sich doch!

Von Lothar Schmidt.

Draußen auf der Landstraße glitten unaufhörlich, sacht und still die dichten Schneeflocken nieder. Drinnen aber, in der Dorfschule, raunten sich die dreißig Jungen heimlich von Mund zu Mund das weiße Winterwunder zu. Der Lehrer mußte sie wiederholt zur Ruhe und zur Aufmerksamkeit mahnen.

„Wenn ihr mir jetzt nicht acht gebt, dann sperr' ich euch alle, wie ihr gebacken seid, von zwölf bis eins hier ein!" . . .

Das wirkte. Sie konnten sowieso die Zeit nicht erwarten, wo die zwölf Schläge der Kirchthurmuhr ihnen die Freiheit wiedergeben würden, die Freiheit, nach der sie heute mehr lechzten denn je. Im ersten Schnee sich wälzen, mit dem ersten Schnee sich ballen! Ach, wär's doch erst Mittag!

Also jetzt paßt mal auf, Kinder, jetzt werd' ich euch mal die Sache erklären . . . Schneider! Jawohl, dich mein ich! Wenn du mir und du quietschst mir noch ein einziges Mal mit der Bank, dann sollst du was besehen! . . . Also die Sache verhält sich nämlich folgendermaßen . . ." — Der alte Dorfschulmeister stieg mit langsam würdigen Schritten von dem grünen Katheder herab und trat an die schwarze Wandtafel:

„Hier der kleine Kreis, den ich mit Kreide aufzeichne . . . na, er ist ja nicht ganz rund, aber das macht nichts . . . der kleine Kreis, der . . . müßt ihr euch vorstellen . . . ist eine Kugel. Und der große Kreis . . . na, er ist auch nicht ganz rund, aber doch schon viel besser als der kleine . . . dieser große Kreis hier, der ist die Sonne . . . Schneider, welcher Kreis ist die Sonne?"

„Der runde, Herr Lehrer!"

„Du Esel, du . . . Lehnert, sag' du's!"

„Der große, Herr Lehrer!"

„Gut! Setz dich einen rauf, Lehnert, setz dich einen runter, Schneider! . . . So, nun weiter! Der kleine Kreis oder vielmehr die kleine Kugel oder vielmehr die Erde, die dreht sich. Die dreht sich in einem fort, ohne auch nur einen Augenblick stille zu stehen. Sie dreht sich so schnell, daß man es überhaupt nicht merkt, und zwar erstens um sich selbst und sodann oder vielmehr zu gleicher Zeit um die Sonne. Um sich selbst, das heißt, um ihre eigene Achse dreht sie sich, so wie ich hier beispielsweise dem Kaschube sein Tintenfaß um . . . o verflixt noch eins! . . . na, das soll der Deixel wissen, daß da Tinte drin war! Nie hat der Kaschube Tinte in seinem Faß und gerade heute muß welche drin sein! . . . Lümmel ihr, was ist denn da zu lachen? . . . Schadenfreude ist die schlimmste Freude, die es gibt . . . Solch eine Freude zeugt von einer ganz schlechten, ganz gemeinen Seele! . . . Gebt mal einer sein Taschentuch her; es braucht kein reines zu sein! . . Was? Keiner von euch trägt ein Taschentuch bei sich? Hat euch nicht der Herr Schulinspektor das letzte Mal extra in's Gewissen geredet, daß jeder immer sein Schnupftuch soll bei sich haben? Pfui, schämt euch was! . . . Na, da werd' ich halt mein Schnupftuch nehmen. Die Tinte geht zwar nie wieder raus, aber das bedeutet nichts in Anbetracht der Erhabenheit des Weltalls, das ich euch hier erkläre . . . So, nun weiter! . . . Also die Erde, wie ihr soeben an dem Ti — — tintenfaß gesehen habt, dreht sich um sich selbst. Die Sonne, die dreht sich ebenfalls um sich selbst, aber das geht uns hier weiter nichts an Indem daß die Erde sich um sich selbst dreht, wird es Tag und Nacht; indem daß die Erde sich um die Sonne dreht, wird es Frühling, Sommer, Herbst und Winter . . . Was guckt ihr denn zum Fenster raus? Auf mich soll ihr seh'n! . . . Habt ihr's alle jetzt verstanden?"

„Ja! — Ja! . . . Ja—a—a—a!"

„Na, das scheint mir noch sehr zweifelhaft. Aber wenn ihr hübsch artig seid, werd' ich mir morgen den Globus borgen vom Herrn Pfarrer. Da können wir die Erde um die Sonne drehen und um sich selbst, so viel wir wollen, ohne daß man sich die Finger dabei schmutzig macht. Und da werd' ich euch auch gleich das mit der Mondfinsterniß und mit der Sonnenfinsterniß vormachen . . . Hat etwa einer was zu fragen? —"

Niemand meldete sich; nur der Sohn des Amtmanns hielt den winzigen Zeigefinger hoch in die Höhe. Er war so eine Art Respektsperson unter den übrigen Jungen, einmal, weil er auch im Sommer Stiefeln trug, sodann, weil er mehr wußte als sie und nächstens in die Stadt auf das Gymnasium geschickt werden sollte. Mit ihm, als mit des einflußreichen Amtmannes Kind, pflegte der Schulmeister viel glimpflicher umzugehen:

„Na, Karl, frag nur, frag!"

„Herr Lehrer . . . und wenn sich nu die Erde dreht, immerzu dreht wie verrückt — da müßte doch alles runterfallen, was drauf ist, die Menschen und das Vieh und so weiter?"

„Nein, Karl, sie fallen aber nicht, indem daß sie angezogen werden von der Erde. Weißt Du? Wie der Nagel von dem Magneten, den du vorige Weihnachten von deinem Herrn Vater bekommen hast. Bring ihn morgen mal mit in die Schule, da werd ich euch auch das vormachen . . ."

„Ja, aber Herr Lehrer, wenn sich nu die Erde so geschwinde drehen thut — — — schon beim Karussellfahren zieht's doch so — — — da müßte dann auf der Erde ein Wind sein, — ein Wind, Herrgott, zum Umblasen, Herr Lehrer!"

Der Verkünder der Wunder des Weltalls stutzte einen Augenblick:

„Wind müßte sein, sehr viel Wind, meinst du? . . . Hm, ja, da hast du eigentlich nicht so unrecht . . . hm . . ." Der Lehrer kratzte sich den kahlen Kopf und legte die Stirn in nachdenkliche Falten. Die ganze Klasse hing jetzt neugierig an seinen Lippen; denn obwohl die Jungen alle schon gehört hatten, daß sich die Erde dreht, — glauben, so richtig bibelhaft glauben mochte es kein einziger.

„Wind, meinst du, müßte entstehen? Hm ja . . . na, sieh mal, mein Junge, es ist doch oft sehr windig, so windig sogar, daß manchmal dicke Eichen ausgerissen und schwere Dächer abgedeckt werden!"

„Ja, ja, Herr Lehrer, manchmal! Manchmal aber auch nicht. Und eigentlich müßte es doch immer so sein!"

„Immer, meinst du? Hm, mein lieber Junge, hm, das . . . das geht doch nicht! Was sollte denn da werden mit unseren schönen Waldungen ringsum hier in der Gegend, und mit den Häusern im Dorfe? Dent' dir bloß, was möchte dein Vater dazu sagen, wenn ihm der große Forst über Nacht zu schanden würde!"

Diese Erklärung war plausibel; sie leuchtete den Dorfschülern jedenfalls mehr ein als die oft schon gehörte Behauptung der Erddrehung. Die Klasse hätte sich also wohl zufrieden gegeben, nur des Amtmanns Junge — weiß der Himmel: der Racker hatte schon wieder eine neue Frage parat:

„Herr Lehrer, wenn sich nu die Erde wirklich drehen thut . . ."

„Wenn dein alter Lehrer dir sein Wort gibt, daß sie sich dreht, so darfst du es schon glauben, lieber Karl!"

„Ja, ja, Herr Lehrer, ich glaub's ja auch, ich weiß es überhaupt schon viel länger als die anderen alle, aber wie ist denn das? Sie dreht sich so kolossal schnell, daß wir jetzt hier, wo die Schule steht, tausend Meilen von da weg sind mit der Schule, wo wir eben gewesen sind?"

„Freilich, mein Junge: tausend Meilen und noch mehr!"

„Ich steh' zum Beispiel auf unserem Hofe zu Hause und werf' meinen Ball in die Höh' . . ."

„Ja, und?"

„Und wenn er nu wieder runterkommt, der Ball, wo wär' ich denn da mit unserem Hofe? Tausend Meilen müßte ich doch da weg sein vom Balle? Aber das stimmt doch nicht? Denn ich fang' den Ball wieder und er kommt nicht in Amerika runter oder sonstwo. Oder gar, wenn ich in einem Luftballon hochfliegen thäte — wie sollte ich denn jemals zurückkommen?"

Der alte Dorfschulmeister schaute verblüfft in die hellen, offenen, triumphirenden Augen des Kleinen. Sapperlot, was für eine gescheidte Frage! eine Frage, noch viel heitler als die mit dem Winde! . . . Nein, dieser Junge konnte einen fast in Verlegenheit bringen! Und dann, wie ärgerlich: die anderen alle, die dummen Bengel mit ihren glotzenden Gesichtern, blickten so dreist und so herausfordernd nach ihm, dem Lehrer, als wollten sie ihn für die Drehung der Erde als für den größten Schwindel verantwortlich machen.

Aber was half es, daß er sich ärgerte? Eine Antwort sollte er geben, auf eine kluge Frage eine klügere Antwort; und je mehr er nachdenklich damit zögerte, desto mehr fühlte er seine ohne dies schon geringe Autorität schwinden. Wenn er wenigstens Zeit gehabt hätte, sich die Geschichte in Ruhe zu überlegen! Endlich — was anderes thun? — faßte er einen Entschluß, öffnete den Mund und, hoffend, daß ihm mit den Worten auch die Gedanken kommen, sagte er:

„Das ist sehr einfach. Paßt mal auf. Du und ihr andern alle, paßt mal genau auf. Die Erde dreht sich — gut! sie dreht sich und Amtmanns Karl steht auf dem Hofe des Dominiums und wirft seinen Ball hoch in die Luft. Der Ball, wenn er hoch genug geflogen ist, kommt wieder runter — gut! Warum kommt er wieder? . . . Na, wer kann es mir sagen? Du? Also sag' du es, Lehnert!"

„Wegen — weil die Erde anzieht!"

„Richtig, Lehnert! Seht ihr, Kinder, jetzt werden wir gleich der Sache auf den Grund kommen. Jetzt brauchen wir bloß noch rauszukriegen, warum er bei Amtmanns Karl niederpurzelt, anstatt Gott weiß wo . . . zum Beispiel bei den Indianern oder Chinesen. Nämlich . . . hm ja, Amtmanns Karl, eh' ich vergesse: Neulich hat sich dem Hürdler Pachulke seine Frau bei mir beschwert, daß du ihr deinen Ball von eurem Hofe aus schon zum zweiten Male in die Schüssel mit Ziegenmilch hast geworfen. Das mußt du nicht wieder thun, Karl! Hörst du, mein Sohn? Und wenn ihr anderen und ich erfahr', daß sich ein einziger von euch auch nur die kleinste Ungezogenheit hat zuschulden kommen lassen, dann sollt ihr mal was besehen! Dann hau' ich euch mit dem Lineal auf die Fingerspitzen, dann nehme ich euch bei den Ohren, dann pack ich euch beim Schlawittchen, dann . . ."

Mitten im Satze hielt er inne. Von der Thurmuhr der Dorfkirche ertönte soeben der erste der zwölf Mittagsglockenschläge. Der Schulmeister athmete auf, wischte sich mit dem tintengeschwärzten Taschentuche den Schweiß von der Stirne, faltete die Hände und sprach in väterlich mildem Tone das kurze Schlußgebet.

Kaum hatte er das Amen gelispelt, da erhob sich ein Heidenlärm. Ueber die Bänke hinweg sprangen, stürzten, stürmten die dreißig Jungen dem Ausgange zu, um auf der Landstraße jauchzend und johlend im weißen, frischen Schnee sich zu balgen. Sie dachten nicht mehr an Sonne, Erde, Mond und Sterne, sie freuten sich der wiedererlangten Freiheit, und herüber und hinüber zwischen zwei im Nu gebildeten Parteien wogte die männermordende Schneeballschlacht.

Der Herr Schulmeister aber blieb sinnend noch eine geraume Zeit an der schwarzen Wandtafel stehen vor dem großen Kreidekreis und dem kleinen:

„Hm, hm, — wie ist das nur? Muß doch nachher gleich einmal den Herrn Pfarrer fragen" . . .

Hinter den Kulissen der Mode.

Nur selten ist es den Uneingeweihten erlaubt, in das verwickelte Getriebe und die großartigen Vorbereitungen der großen Pariser Modehäuser einen Einblick zu erhalten. Kein Soldat kann das ihm anvertraute Kriegsgeheimniß, kein Mitglied des Freimaurerordens die verborgenen Ceremonien sorgfältiger bewahren als alle die, welche von den neuesten Creationen der kommenden Mode erfahren. Tiefstes Stillschweigen ist ihnen allen auferlegt, den Direktricen, den Schneiderinnen, den Probirmamsells, den Lehrfräulein bis zum kleinsten Laufmädchen herab, und es ist Hochverrath, wenn die Töchter Evas nicht in diesem einen Punkte wenigstens die ihnen angeborene Plauderhaftigkeit bemeistern und „stumm wie das Grab" sind. Wirklich ist auch für die Frau die Mode eine so ernsthafte Sache, daß sie die Geheimnisse nicht verräth.

Die Vorbereitungen einer neuen Mode, die Erfindung und Ausarbeitung der Modelle ist das wichtigste Ereigniß in den großen Modesalons; ganz im Stillen werden hier in den Werkstätten die eigentlichen Schlachten geschlagen und die wirklichen Siege errungen, deren glänzende Außenseite sich im Schaufenster und im Verkaufsraum darbietet. Zweimal im Jahre werden völlig neue Modelle von den Zeichnern hergestellt, für den Sommer und für den Winter. Das Componiren einer neuen Kleiderform ist eine ebenso künstlerische Beschäftigung wie das Schreiben einer Novelle oder das Malen eines Bildes; ja die meisten könnten gewiß viel eher ein Gedicht machen oder eine moderne Landschaft malen als eine einzige Toilette erfinden. Seine Anregung holt sich der Zeichner wie jeder andere Künstler, wo er sie findet. Er wandert in den Museen umher, sieht Handzeichnungen durch und besucht das Theater. So sollen die ersten Anregungen zu dem neuen Empirestil in der Mode durch die außerordentlichen Erfolge von Sardous „Madame Sans-Gêne" hervorgerufen worden sein. Einige Modelle der allerneuesten Mode sind nach Zeichnungen entworfen, die einst für die Kostüme im „Freischütz" gemacht wurden und sich jetzt in der Bibliothek der „Großen Oper" befinden. Das Museum Carnavalet, das reiche Schätze an Zeichnungen und kunstgewerblichen Gegenständen enthält, wird sehr oft von den großen Pariser Schneidern besucht. Die erste Zeichnung kommt dann noch vor viele sachtundige Augen, und wenn sie erst ausgeführt wird, in noch sachtundigere Hände, die stets neue Veränderungen und Modifikationen vornehmen und der Idee des Zeichners erst den echten Chic und das mondäne Raffinement geben. Wird dann das Kostüm für eine bestimmte Dame ausgeführt, so tritt noch der Scharfblick der Schneiderin hinzu, die hier ein paar Falten verstärkt, dort ein paar Garnirungen wegnimmt und das Ganze auf die individuelle Erscheinung der Bestellerin einstimmt. Es treten dann jene eigentlichen Kräfte des Geschmacks in Aktion, die im Blut liegen müssen und die man nicht lernen kann, und in diesen feinen Nuancirungen und Variationen der einmal im Großen festgelegten Form entfaltet sich die feinste Blüthe der Pariser Mode.

Die großen Erfinder des neuen Stils haben vielleicht den Geist der Mode besser studirt und feiner erkannt als mancher Professor, der sich mit ihr als Culturfaktor beschäftigt. Sie wissen ganz genau, daß zunächst jede Mode lächerlich wirkt; erst allmählich gewöhnt sich das Auge an die neue Form, die ihm zunächst abfonderlich und verrückt vorkommt, und erst wenn zehn oder zwölf Damen bei einer großen Gelegenheit, wie bei den Wettrennen oder den großen Empfängen, den Muth gehabt haben, die neuen Formen zu creiren, fängt man langsam an, sie schön zu finden. So traurig das Geständniß auch für unsere Modedamen ist, es muß doch gesagt werden, daß die Modelle, die für Paris, und die, die für das Ausland angefertigt werden, nicht dieselben sind. Die Vertreter der zahlreichen englischen, deutschen und amerikanischen Modefirmen bekommen nur selten das Letzte, was die Pariser Modekünstler erdacht haben, sondern gewöhnlich giebt man ihnen die Mode von der Saison vorher, wobei die Wintermode durch Sammet und Federn ersetzen muß, was in der Pariser Sommermode Stroh und Blumen waren, und umgekehrt die Sommermode nur eine willkürliche Abänderung von dem ist, was man in Paris im Winter trug. Freilich besitzen auch wieder die fremden Modefirmen den Geschmack, die Pariser Modelle nur in großen Umrissen zu übernehmen, und im letzten Grunde ist es doch die fe